

## *Heimfahrt*

In Sulzbach-Rosenberg hieß es eines Tages:

»Schlüter, zur Pforte kommen, Besuch!«

Und wer stand da?

Mein Vater.

Neben ihm ein voll bepackter Opel Olympia.

Und wer saß da drin?

Meine Oma aus Hilpoltstein und die mit mir nach München geflogene und in Steinhöring gelassene »Haushälterin« – die ich fortan Tante Ilse nennen sollte – mit Baby namens Mechthild.

Na so was.

»Pack deine Sachen, wir fahren Richtung Westfalen, der Opa ist inzwischen gestorben, was aus deiner Mutti und deinen Geschwistern geworden ist weiß ich im Moment nicht, aber es laufen Erkundigungen, du kommst erst mal mit mir zu Tante Ilses Eltern.«

Na, prima, erst mal weg aus Sulzbach-Rosenberg.

Dann begann eine sehr aufregende und spannende Autoreise.

Das war so etwa Juli bis Anfang August 1945, quer durch das gerade besiegte, zerbombte, zerstörte, besetzte und viergeteilte Deutschland.

Vier Personen und ein Baby in dem kleinen voll zugepackten Opel.

Auf dem Dach Koffer, ein Kinderwagen, Säcke mit Klamotten. Auf der Stoßstange vor dem Kühler Omas guter Teppich, (»... das Einzige was mir noch geblieben ist ...«) der Kofferraum voll, im Auto ebenfalls jede Menge Gepäck.

Wir saßen wie die Heringe.

Fahren durften wir mit unserer Reiseerlaubnis nur immer eine kurze Strecke, dann wieder zur Militärkommandantur, ewig warten, Fahrgenehmigungen holen, um Benzinzuteilung betteln, irgendwo eine Unterkunft besorgen, Essen organisieren.

Die reine Strapaze, jedenfalls für meinen Vater, Tante Ilse und das Baby.

Oma saß immer ganz still vorne auf dem Beifahrersitz und ließ alles über sich ergehen und ich saß eingequetscht aber voller Begeisterung über die tolle Reise hinter meinem Vater.

Und so erreichten wir in, glaube ich, vier Tagen Tante Ilses Eltern in einem Ort Gohfeld bei Bad Oynhausen. Oma hatten wir vorher in Bielefeld bei irgend einer Verwandtschaft abgeliefert.

Das Leben bei Tante Ilses Verwandtschaft war für mich wenig attraktiv, ich kannte niemand, wusste nicht, wo meine Mutti war, das Getue um meinen Vater, Tante Ilse und das Baby fand ich blöde und überhaupt fühlte ich mich einsam und überflüssig.

Meine Anstaltsregeln fehlten mir, die klare Vorgabe was ich zu tun und zu lassen hatte. Einzig eine Tante Martha, bei der ich wohnte, strahlte etwas mütterliches aus und hörte mir gelegentlich zu. Mit Schule war da vorerst nichts, ich hing nur so rum und vor lauter Langeweile lernte ich weiter etwas Englisch und, warum weiß ich nicht, das Griechische Alphabet. Letzteres kann ich heute noch.

Eines Tages hielt ein Englischer Jeep mit zwei Offizieren vor unserem Haus und fragte vom Auto aus nach irgend einer Adresse. Ich eifrig hin zum Auto und in meinem besten Englisch antwortete ich:

»I beg your pardon, I am a stranger here myself«

(Ich bitte um Entschuldigung, ich bin hier selbst fremd).

Anscheinend erstaunt über meine perfekte Antwort verwickelten mich die beiden Offiziere in ein Gespräch, ich antwortete

offenbar nicht ungeschickt und als ich bei der Frage, ob ich zur Schule gehe, mit Nein antwortete wurde ich gefragt, ob ich Lust hätte, für sie als »Interpreter« (Dolmetscher) zu arbeiten.

Das Wort kannte ich nicht, antwortete aber:

»Please ask my father« (Bitte fragen Sie meinen Vater)

Das taten sie auch.

Das Angebot gefiel meinem Vater.

Etwas Praxis in englischer Sprache wäre sicher nicht schlecht und außerdem würde ich so beschäftigt und bekäme bei den Engländern zu essen.

Ein ganz wichtiger Gesichtspunkt.

Ob das mit der Dolmetscherei bei mir klappen würde sollten die Tommys selbst herausfinden.

Und so trat ich dann auch gleich meinen neuen »Job« an.

Bad-Oynhausen, das offenbar so gut wie unzerstört war, war das Hauptquartier der Britischen Armee und wimmelte nur so von Offizieren, Ordonanzen und geschäftig hin und her eilenden Menschen.

Dazu außer den normalen Fahrzeugen viele große Lastwagen mit riesigen Antennenmasten und Kabeln und jede Menge Telefonen und den damals üblichen Arbeitsplätzen für die Telefonistinnen.

Das waren fast ausnahmslos junge, uniformierte und meist hübsche Frauen, so genannte »ATS«, vergleichbar mit den bei uns bekannten Telefonistinnen oder Luftwaffenhelferinnen.

Die Stadt war voll mit diesen Frauen, es wurde gelacht und gescherzt und ich war mittendrin.

Frauen interessierten mich zu dieser Zeit, mit meinen vierzehneinhalb Jahren, absolut nicht (weswegen man mich offenbar auch engagiert hatte) aber ich bekam einen Ausweis der besagte, dass ich voll zu verpflegen sei und das war das absolut Wichtigste.

Die »ATS« bewohnten in den beschlagnahmten Häusern und Wohnungen jeweils ein eigenes Zimmer und nach den mir übergebenen Vorschriften musste jedes Zimmer mindestens mit einer bestimmten Anzahl an Lampen und Steckdosen ausgerüstet sein.

Dafür hatten die Elektriker zu sorgen.

In meinem Job als »Interpreter« war es meine Aufgabe, einer kleinen Gruppe von deutschen Elektrikern die entsprechenden Arbeitsaufträge zu übersetzen und ihnen die jeweiligen Arbeitsplätze zu zeigen.

Dabei kam ich zwangsläufig in den privaten Bereich dieser Frauen und gelegentlich auch mal in eine etwas peinliche Situation.

Aber das berührte mich wenig, dieser Gefühlsstrang war bei mir noch nicht freigelegt.

Wichtig und interessant war nur, dass die Frauen oft besondere Wünsche hinsichtlich Anzahl und Position der Lampen und Steckdosen hatten und die Erfüllung dieser Wünsche bei den Elektrikern mit Zigaretten und bei mir mit Schokolade belohnten.

Alles in Allem kein schlechter Job und außerdem lernte ich auf diese Weise etwas mehr Englisch und vor allem Elektro-Fachausdrücke.

Auf die Dauer war mein Job bei den Engländern natürlich keine Lösung für meine Zukunft, mein Vater war als ehemaliger Offizier arbeitslos, Unterstützung gab es nicht, sein letzter Job bei Telefunken war auch nicht gefragt und so schlug er sich zuerst mal mit Gelegenheitsarbeiten und kleinen Geschäften mit Mangelware durch.

Mir wurde eine Lehre als Feinmechaniker bei einer »Turmuhren-Fabrik« in der Nähe angeboten, aber was sollte ich mit Turmuhren anfangen. Das war so etwas Exotisches, dass auch der Hinweis nichts half, dass das nach den Kriegszerstörungen ein sicherer Job sei.

Turmuhren, so was Blödes!  
Ich wehrte mich mit Händen und Füßen.

Meine Mutter hatte sich inzwischen gemeldet.  
Sie hatte das Kriegsende zusammen mit meinen beiden Geschwistern in Perleberg überlebt, war nicht ausgebombt und sehnte sich danach, aus der Russischen Besatzungszone raus zu kommen.

Das ging offenbar nur heimlich, inoffiziell und mit Beziehungen.

Kurz vor Weihnachten 1945 kam dann die Nachricht, Mutti und beide Kinder seien bei ihrer Schwester und deren Mann Onkel Heinz in Emsdetten eingetroffen.

Dort könnte auch ich unterkommen und auch Opa und Oma mütterlicherseits seien da. Und nach exakt einem Jahr sahen wir uns in Emsdetten wieder.

Vater war bei Tante Ilse geblieben.

Nun ging es daran, die Zukunft zu planen.

Meine Mutter hatte für sich eine Stelle bei der Stadtverwaltung und für mich eine Lehrstelle als »Autoschlosser« in ihrer nicht weit von Emsdetten liegenden Heimatstadt in Münster/ Westfalen gefunden.

Sie fing gleich Anfang 1946 dort an und zog nach Münster

Meine Lehre begann erst Mitte des Jahres.

Also blieb ich erstmal bei Onkel Heinz, der als Versehrter des ersten Weltkrieges nicht eingezogen worden war und in Mesum eine »Putzwollefabrik« und in Sinningen bei Emsdetten eine Fabrik für »Holzschuhsohlen« betrieb.

Ich wurde für die Zeit bis zu meiner Lehre in der Putzwollefabrik als Hilfsarbeiter beschäftigt, wurde das erste Mal vom dortigen Vorarbeiter sexuell angefummelt, ertrug das wissende Grinsen und Geraune der dort arbeitenden Sortiererinnen und entdeckte

in den Mittagspausen lauschend hinter den Putzwollballen versteckt, was unter dem Wort »vögeln« zu verstehen ist.

Ich war gerade fünfzehn geworden.